

# **Wegworte**

*Die Wochensprüche  
des Kirchenjahres ausgelegt*

*2. Sonntag nach Trinitatis*

calwer

## 2. Sonntag nach Trinitatis

*Hierher! Zu mir Geknechtete:  
Eingespannt in das Joch,  
wie ihr seid, und erschöpft von der Last!  
Ich will euch ausruhen lassen.*

Matthäus 11,28

Bewusst bringe ich den »Heilandsruf« aus Matthäus 11,28 einmal in der Übertragung von Walter Jens, die ziemlich genau dem Wortlaut entlanggeht. Wir kennen ihn in der Fassung: »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.«

Mancher von uns sieht bei diesem Wort Rembrandts Hundert-Guldenblatt, auf welchem in einer gewaltigen, dunklen Ruine, die den Raum dieser Welt bezeichnet, die Gestalten, die aus dem Dunkel kommen, hin zum Licht zu Jesus drängen. Einzelne geschoben auf dem Schubkarren, geführt, getragen, gestützt. Die von ihrem Leben Zugehrteten, auch der zweifelnde Thomas sitzt zu Jesu Füßen. Und dass auf der linken, hellen Seite des Bildes Schriftgelehrte und Pharisäer miteinander ziemlich respektlos über Jesus und seine Lehre diskutieren, damit will der Maler vielleicht sagen: Auch sie sind geknechtet, eingespannt in das Joch, in ein Joch, das ihnen so nicht Gott auferlegt hat, das sie sich selbst auferlegen und in das sie andere Menschen einspannen? Es ist die Nötigung, sich selbst, seine eigene Existenzberechtigung, den Sinn des eigenen Lebens erarbeiten, nachweisen zu müssen durch ein moralisch erfolgreiches, frommes Leben. Menschen, die unter dem Joch dieser Überforderung leben, bedrückt und bedrückend, sind auch mühselig, sie besonders, ihre aufgesetzten selbstbewussten Mienen können uns nicht darüber hinwegtäuschen. Auch ihnen, ihnen besonders, gilt Jesu Ruf »Hierher! Zu mir Geknechtete!«

Geknechtete, Mühselige, Beladene. Ganz gewiss sind jene Menschen gemeint, die durch körperliche Behinderungen ein sehr eingeschränktes Leben führen müssen. Sie sehen andere ihres Alters, die laufen und springen, die sich selbst helfen können, die zu sportlichen Leistungen fähig sind. Sie selbst müssen mit ihrer Unbeholfenheit le-

ben, müssen ständig jemanden bitten, haben oft gräuliche Rückenschmerzen, wollen andere nicht mit ihren Nöten behelligen. Sie brauchen Rücksicht, aber sie wollen nicht das Mitleid, das einen Menschen noch mehr demütigt. Sie erleben es, dass sie auf der Straße mit »du« angequatscht werden, als seien sie nicht Erwachsene wie andere auch. Sie müssen mit penetranten Blicken zurechtkommen, die sie peinigen. Wenn kleine Kinder sie so anstarren und vielleicht entsprechende Kommentare abgeben, das kann sogar ganz lustig sein. Aber Erwachsene!

Es ist gut, dass körperbehinderte Menschen sich heute zusammenschließen, Behindertenverbände bilden, dass wir Behindertenvertreter haben, auch in der Kirche. Dass Betriebe darauf verpflichtet werden, wenigstens eine gewisse Anzahl von behinderten Menschen einzustellen. Es darf nicht sein, dass im zunehmenden Konkurrenzkampf behinderte Menschen nach und nach ausgesondert werden, weil sie mit anderen nicht mehr konkurrieren können. Es ist gut, dass auch körperbehinderte Menschen sich schreibend zu Wort melden und ihre Situation auch literarisch zur Sprache bringen. Ich entsinne mich gerne einer Lesung von Ursula Egli aus der Schweiz – eine Freundin hatte sie, die an ihren Rollstuhl gefesselt war, in einem Kastenwagen nach Ulm transportiert – und wie sie mit freudigem Stolz ins Gästebuch geschrieben hat: »Wir Behinderten kommen überall hin. Man muss uns nur mitnehmen.«

Ja, körperbehinderten Menschen steht die Nähe Jesu besonders offen. Denn bei ihm gelten nicht die Schönheits- und Kraftideale, denen Menschen, meist unbewusst, nachhängen und die stündlich durch die Werbung weiter transportiert und vertieft werden. In der Nähe Jesu gilt der von Gott geliebte Mensch, er selbst, nicht sein äußeres Erscheinungsbild.

Und ganz gewiss gilt das von geistig behinderten Menschen, die wohl spüren, aber gar nicht sagen können, was sie bedrückt. Die von sehr vielen Menschen gar nicht als Ansprechpartner wahrgenommen werden. Wenn meine Frau oder ich unsere geistig und körperlich schwer behinderte Tochter Esther durch die Stadt fahren und ein Bekannter uns begegnet, kommt es sehr oft vor, dass er nur uns begrüßt und dass er für Esther keinen Gruß, geschweige denn ein Wort übrig

hat. Er übersieht sie verlegen. Er unterhält sich mit mir auf unserer Höhe, über Esthers Kopf hinweg. Dabei würde sich Esther schon am bescheidensten »Hallo Esther« freuen. »Sehet zu, dass ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet, denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel« (Mt 18,10). Sie haben vor Gott ihre ständige Vertretung. Gott hört, Gott fühlt, Gott weiß, wie es ihnen derzeit geht.

Unsere Gemeinden sind größtenteils davon geprägt, dass in dieser und jener Weise behinderte Menschen in ihnen zusammen sind, so dass wir mit Paulus, wenn er an die Korinther denkt, sagen müssen: »... nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viele Gewaltige, nicht viele Edle sind berufen. Sondern was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er zuschanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, das da nichts ist, damit er zunichte mache, was etwas ist, auf dass sich vor Gott kein Fleisch rühme« (1. Kor 1,26–29). Geniert uns das?

Friedrich Nietzsche fand es, je älter er wurde, als eine Genugtuung, das Christentum als den Aufstand der Minderwertigen, der Sklaven, der zu kurz Gekommenen, der Abfallelemente aller Art, der am Boden Kriechenden gegen alles, was Größe hat, zu diffamieren. Und immer wieder lassen sich Christen von dieser Schelte beeindrucken. Ich habe als Vater einer schwer behinderten Tochter diese wütenden Angriffe des kranken Philosophen mehr verstehen gelernt als Ausdruck seiner immer hemmungsloser werdenden Furcht vor dem Zustand der geistigen und körperlichen Behinderung, den er in sich selbst vorausspürte. Der Mensch hasst, was ihn bedroht. Das ist verständlich. Kurz vor seinem völligen Zusammenbruch in Turin steigert sich seine Hassrhetorik in seinen Schriften »Ecce homo« und »der Antichrist« zu einem nun wirklich krankhaften Furioso, das ganz eindeutig den manisch depressiven Verfasser verrät. Das Beispiel Friedrich Nietzsche zeigt mir: Ein bedauernswert schwacher, von Ängsten gepeinigter Mensch wird aggressiv gegen behinderte Menschen. Ein in sich Gefestigter, der in einer gewissen Ich-Stärke lebt, hat das nicht nötig. Es ist kein Zufall, dass Adolf Hitler, dessen psychopathische Eigenschaf-

ten Fachleuten wie dem Psychiater Karl Bonhoeffer und seinen Berliner Kollegen von Anfang an deutlich waren, diesem und keinem anderen Philosophen einen Kranz ans Grab niederlegen ließ. Sein psychopathischer Hass auf die angeblich Minderwertigen in der »Aktion Gnadentod« fand im zehntausendfachen Massenmord der hilflosesten Menschen seinen furchtbaren Ausdruck.

Sören Kierkegaard hat in der Auslegung dieses Wortes in seiner Schrift »Einübung im Christentum« besonders auf dieses Wörtchen »alle« hingewiesen. Ausnahmslos alle, die belastet sind, was immer ihre Last sei, lädt er zu sich. Da ist auch der hoch Qualifizierte gemeint, der sehr folgenreiche Entscheidungen zu treffen hat, der mit seiner Gewissenslast leben muss. Der Forscher, der sich quält mit der Frage, was andere aus seinen Forschungen machen werden und ob sein Lebenswerk dann wirklich der Menschheit Gutes bringen wird. Ich denke an den Atomphysiker und Kirchengemeinderat Max Planck, der fast wahnsinnig wurde, nachdem die Amerikaner die Bombe in Hiroshima gezündet hatten. Da ist der Politiker eingeladen, der für Frieden und Gerechtigkeit angetreten ist und dem es geht wie Paulus: »Ich bewirke nicht, was ich will; sondern was ich hasse, bewirke ich ... Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute, das finde ich nicht« (Röm 7,15.18). Da ist auch der Prominente angesprochen, den unanständige Presseorgane in den Dreck ziehen und der gegen das Häme-Gericht machtlos ist.

Jesus ruft Menschen zu sich. Er ruft nicht zu dieser oder jener hilfreichen Lehre und nicht zu dieser oder jener Meditationspraxis auf, in der wir in uns den verlorenen Frieden wiederfinden; sondern er ruft uns schlicht zu sich. Hilfreicher Glaube bedeutet Leben in einer persönlichen Beziehung zu Jesus Christus, die er uns eröffnet. Kurz vorher die Worte: »Alles ist mir übergeben vom Vater ...« Es ist die göttliche Vollmacht, in der er mit uns Gemeinschaft hat. So kann er uns im Gegenüber Kräfte vermitteln, die aus Gottes Kraft geschöpft sind.

Und was geschieht in dieser Gemeinschaft? »Ich will euch ausruhen lassen«, Luther übersetzt »Ich will euch erquicken«. Er sagt nicht, dass er uns unsere Lasten einfach abnimmt. Die Behinderung bleibt, die Gewissenslast bleibt, die offenen Fragen nach dem Sinn unseres

Tuns bleiben. Es bleiben auch Konflikte, in die wir gestellt sind. Wir werden nicht aus der Schusslinie in irgendwelche konfliktfreien Zonen genommen. Und der Gegner, der uns mit seiner unanständigen Art peinigt, wird nicht plötzlich uns zuliebe anständig. Es bleiben viele bedrückende Fragen offen. Sie werden uns auch morgen beschäftigen. Aber wir dürfen bei ihm »ausruhen«, aufatmen, Kraft und Mut schöpfen. Auch eine Gelassenheit, die uns im Konflikt mit unseren Aufgaben sehr leicht abhanden kommt. Wir erfahren in der Gemeinschaft mit ihm, was es bedeutet, dass er sagt: »In mir habt ihr Frieden. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden« (Joh 16,33).

Noch ein Gedanke dazu: Dietrich Bonhoeffer, der immer wieder auch im Gegenüber zu Friedrich Nietzsche über den Weg des Christentums nachdenkt, äußert in seinen Briefen aus dem Gefängnis in Tegel gelegentlich, man habe Gott zu sehr an den Rändern des Daseins, in den so genannten Grenzsituationen von Schuld und Tod angesiedelt. Wo der Mensch mit seinen Kräften am Ende sei, da lasse er dann gern Gott kommen und das Problem lösen. Gott erscheine dann wie im antiken Theater als der »Deus ex machina«, der Gott, der aus den Theaterkulissen einschwebe, um den Konflikt zu lösen. Indem man Gott sozusagen am Rand unseres Vermögens angesiedelt habe, lasse man ihn die Funktion eines Lückenbüßers ausfüllen. Und dass wir ihn einseitig als den Heiland aller Kranken und Gescheiterten verstünden, das habe bei nicht wenigen Christen, wohl auch bei Pfarrern, die Folge, dass sie alles Gesunde, Gute, Starke, zuerst krank reden oder gar krank machen würden, um dann mit der Botschaft vom »Heiland« landen zu können. Diesen »pfäffischen Trick« würden viele Menschen durchschauen und dann vom christlichen Glauben und der Kirche Abstand nehmen. Bonhoeffer, der in den vierziger Jahren im Gegenüber zu den Männern der Verschwörung gegen Hitler Theologie treibt, distanziert sich entschieden von dieser Verdrängung Gottes an die Ränder unserer Existenz. »Gott ist ... kein Lückenbüßer; nicht erst an den Grenzen unserer Möglichkeiten, sondern mitten im Leben muss Gott erkannt werden; im Leben und nicht erst im Sterben, in Gesundheit und Kraft und nicht erst im Leiden, im Handeln und nicht erst in der Sünde will Gott erkannt werden.« Die Kir-

che sei mitten im Dorf. So sei Gott nicht an den Rändern, sondern mitten in unserem Leben.

Bonhoeffers diesbezügliche Bedenken schmälern nicht den Heilandsruf Jesu, seine Einladung an alle, die an den Grenzen ihrer Kraft stehen. Aber sie können uns davor bewahren, Gottes Wirken erst dort beginnen zu lassen, wo wir am Ende sind.